

























# Unterhaltungs-Beilage

## Blitz Der Roman eines Wolfshundes

VON  
H. G. EVARTS  
COPYRIGHT 1927 BY GEORG MÜLLER  
VERLAG, MÜNCHEN.

140

Blitz ließ voraus und kratzte an der Türe, sie öffnete sich — und mit einem Schlag hatte sich das ganze Bild geändert. Auf keinen Mann hätte die außerordentliche Schönheit des Mädchens ihre Wirkung verfehlen können. Hier jedoch verstärkte sie sich noch durch die Ueberraschung, in einer solchen Umgebung ein so wunderbares Geschöpf zu finden. Als das Mädchen ihn erblickte, schwand alle Farbe aus ihrem Antlitz, bleich und verstört stand sie in der Türe.

„Ich habe Sie erschreckt!“ sagte Moran. „Vergessen Sie!“ Sie staunte ihn an, ohne ein Wort über die Bienen zu bringen. Blitz drückte sich stolz und schweißwebelnd eng an Moran, der seine Hand auf des Hundes Kopf legte. Diese Bewegung berriet dem Mädchen, was sie vor sich hatte.

„Sie sind Clara Moran,“ sagte sie.

Er nickte, überrascht, daß sie seinen Namen kannte.

„So hat man Sie also nicht umgebracht?“

„Nein,“ lächelte er, „ich bin wohl und munter.“

„Blitz hat Sie hierhergeführt?“ Er nickte abermals.

Haben diese Leute Vater Mord in ihre Gewalt bekommen — ist das der Grund, warum er ausgeblieben ist?“

„Vor wenigen Tagen erst habe ich ihn gesprochen, als ich den Schoßsone aufwärts zog, habe mit ihm eine Nacht verbracht,“ erwiderte Moran. „Auch er ist wohl.“

„So hat er meinen Brief nicht erhalten,“ stellte das Mädchen fest.

„Wahrscheinlich nicht,“ sagte Moran. Er fühlte, daß irgend- ein ihm unbekanntes Gedankenstück alle diese abgerissenen Worte verband, und er bemühte sich, das Rätsel zu lösen.

„Ich kann ihn holen,“ bot er sich an. „In drei Tagen bin ich bei ihm — in zwei Tagen, wenn ich sehr eile — und am fünften Tage kann er hier sein. Versagen Sie über mich, ich helfe Ihnen gerne in jeder Beziehung.“

Die Wirkung seiner ruhigen Worte stellte sich sofort ein. Die Selbstbeherrschung dieses Mannes war außerordentlich. In dieser ungewöhnlichen Situation benahm er sich so, als wenn es für ihn etwas Alltägliches wäre, in einer einsamen Hütte, fünfzig Meilen von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt, ein Mädchen zu finden. Ihre Bemerkungen, das wußte sie, hatten sehr unangenehm geklungen, sie hatte von Dingen gesprochen, die ihm ganz fremd waren, und doch zeigte er keinerlei Erregung oder Neugierde. Ihr Gesicht fein gerader, aufrichtiger Blick — von diesem Manne hatte sie nichts zu befürchten!

„Ich bin allein hier und warte auf Vater Mord. Bitte, treten Sie doch ein. Ich bin gerade beim Kochen und will in- zwischen darüber nachdenken, ob und wie ich von Ihrem Aner- bieten Gebrauch machen kann.“

Blitz fühlte die Befangenheit und Fremdheit, die zwischen den beiden lag, aber er war zu glücklich, die zwei zusammen- geführt zu haben, als daß er einer solchen Meinungsheit eine besondere Bedeutung beigelegt hätte.

Moran nahm seine Axt und Blitz folgte ihm vor die Türe. Draußen wählte er eine schlanke, abgestorbene Fichte, maß sie mit einem schäblichen Maß und ging daran, sie zu fällen.

„Wir wollen ein wenig Holz machen, alter Bursche,“ sagte er. „Sie heizt ja mit Astwerk und nichtsnutzigen Abfällen. Wenn du nur sprechen und mir erzählen könntest, was da eigentlich los ist. Sie muß etwas erlebt haben, was ihre ganze Welt von Grund auf umgestürzt hat — und deshalb ist sie entflohen. Ihre Pläne sind — schiefgeschlagen und sie hat es schwer büssen müssen. Wer ist das Mädchen, Blitz? Und wie hat sie von diesem Ort erfahren?“

Moran hatte bereits eine tüchtige Menge Holz in die Hütte geschafft, als er zum Essen gerufen wurde. Er ließ sich gut schmecken, dann erhob er sich und nahm seine Beden auf.

„Ich will hier in der Nähe einen Schlafplatz suchen,“ sagte er. „Ich werde es hören, wenn Sie mich rufen. Morgen früh werden Sie sich wohl schon entschieden haben, ob ich Ihnen helfen darf.“

„Ach, bleiben Sie noch ein Weilchen! Ich möchte so gern mit Ihnen plaudern. Bin jubelnd allein gewesen. Ein schreckliches Raubtier treibt sich da herum, fast jede Nacht hört man es in der Schlucht heulen. Wenn ich nur wüßte, was es ist?“

Ihre Unterhaltung war bisher ein wenig gezwungen ge- wesen und hatte sich hauptsächlich auf Förmlichkeiten beschränkt; jetzt begrüßte Moran die Gelegenheit, das Eis zu brechen und sich über ein Thema auszusprechen, das so recht sein Stedensperd war. Er öffnete die Türe.

„Setzen wir uns hierher,“ sagte er. „Bald wird der Wald zu sprechen beginnen. Ich will mich bemühen, Ihnen seine Sprache zu erklären. Unter zehntausend gibt es kaum einen, der auch nur die Hälfte dessen versteht, was sich nachts in den Wäldern abspielt.“

Sie ließen sich nebeneinander auf der Schwelle nieder, und Moran begann zu erzählen. Er konnte es nachfühlen, wie sehr das Mädchen, das Nacht für Nacht allein hier hatte zubringen müssen, unter all den eingebildeten Gefahren der Wildnis ge- litten haben mochte. Seine Erklärungen vertrieben mancherlei Aberglauben und Aengste, die das Herz des Neulings in den Bergen beklemmen. Blitz hatte sich zwischen die beiden ge- schmiegt und spürte deutlich, wie im Laufe der Unterhaltung alle Fremdheit und Gezwungenheit schwand.

„Ich denke, es muß ein Panther sein,“ sagte das Mädchen. Er schüttelte den Kopf. „Warum denn nicht? Gibt's hier keine?“ fragte sie.

„Ja — nur heißen sie hier Löwen,“ antwortete er. „Panther, Puma, Kuguar und Berglöwe sind ein und dasselbe, nur je nach der Gegend verschieden benannt. Ich habe sie kennengelernt und unter allen vier Namen studiert. Bis heute ist es mir trotz aller Bemühungen nicht geglückt, den Schrei des Panthers zu hören. Ich habe eine Menge von Leuten gefragt, die verlässlich sind und scharf zu beobachten verstehen; ich habe mit Leuten gesprochen, die fast ihr ganzes Leben in den Bergen des Nordwestens ver- bracht hatten, wo der Löwe daheim ist; mit solchen aus den Ein- öden des Südwestens, wo der Kuguar lebt; mit Menschen, die das Sumpfgelände des Ostens kennen, wo der Panther haust. Sogar in Mexiko, der Heimat des Pumas, habe ich vergeblich nach- geforscht. Einige berichteten mir, sie hätten ein, zweimal in ihrem Leben eine Stimme gehört, die vermutlich die des Panthers war; aber sicher waren sie ihrer Sache nicht.“

„Aber ich habe doch gelesen —“

— daß sie Jammerrufe ausstoßen ähnlich wie ein Weib,“ unterbrach sie Moran lächelnd. Daß ihre Augen in der Nacht wie glühende Kohlen funkelten, wenn sie den Menschen in den Bergen aufschauerten. Das gehört alles ins Reich der Fabel. Der Panther greift den Menschen nicht an und eines Tieres Auge ist bei Nacht unsichtbar, wenn es nicht ein klarer, unmittelbarer Lichtstrahl trifft, der zurückgeworfen wird. Es ist das gleiche wie mit einer Zinnbüchse oder einem Stückchen Glas.“

Moran nahm seine Erklärungen wieder auf und an jeden Laut, der im Waldesdunfel hörbar wurde, knüpfte sich seine Bemerkungen. Plötzlich spitzte Blitz die Ohren und versuchte, sich zwischen den beiden durchzugwängen. Moran stieß ihn zurück; da drang ein leises Jammern aus dem Gehölz.

„Blitz weiß, daß sich eben jetzt dort draußen eine richtige Tragödie abspielt. Raten Sie, was es ist!“

„Eine Wildkatze!“

„Ein Kaninchen,“ sagte Moran. „Das war sein Todeschrei. Es ist den wenigsten bekannt, daß das Kaninchen schreit. Die meisten hätten dasselbe vermutet wie Sie. Dieser Wollschwang ist wahrscheinlich von einem Biesel oder einer Eule erwischt worden.“

Ein unheimlicher, geradezu unirdischer Schrei schwebte von dem kahlen Berggründen herab, der die eine Wand der Schlucht frönte.

„Da — hören Sie!“ sagte Moran. „Versuchen Sie's jetzt zu erraten!“

ellschaft. Wie früher bereits in seinen Dichtungen „Napoleon“ und „Herodias“, bei denen die Historie nur angelegelter Hintergrund, das Weltanschauliche dagegen im Vordergrund steht. Es geht schon aus diesem Grunde nicht an, Heubner irgendwie literarisch einzuschalten oder festlegen zu wollen.

Aber dieser Festruß zu seinem 60. Geburtstag soll ja auch keine Aufzählung seiner Bücher darstellen, vielmehr einen Begriff geben von der heiter-stillen Art dieses Menschen Rudolf Heubner, der von seinem Dichtertum unzertrennlich ist. Sein ganzes Leben ist er abseits von lauter Reklame still für sich seinen Weg gegangen, mehr bereit zum Dienst an sich selbst, als für die lärmende Gegenwart. Die Anregung zu seinem Schaffen hat er sich von seinen mannigfachen Reisen mitgebracht und hat es verstanden, auch als Sechzigjähriger noch frisch und mit vitaler Lebenskraft den Erfordernissen des Tages ins Auge zu blicken, gewiß auch ein Erbgut seiner fränkischen Abstammung, die in dem Dichter unverkennbar ist. Der Sechzigjährige hat sein Schaffen noch keineswegs abgeschlossen. Und bezeichnend bleibt für ihn eine kleine Episode aus der Gymnasialzeit, als der wohlwollende Lehrer ihm einmal Vorhaltungen macht, daß er seine deutschen Aufsätze gleich ins Latein schreibt, andere Schüler müßten sie etwa zwanzigmal umformulieren. Da sagte Heubner: „Da mache ich eben das zwanzigste Mal gleich zuerst!“ (Die Mehrzahl der Werke Heubners ist im Verlage A. Stadtmann, Leipzig, erschienen.)

## Kuriose Geschichten

Tausend Beduinen sind härter als die französische Republik.

Kürzlich hat der französische Staatsrat einen Rechtsstreit entschieden, der in den Gerichtsbüchern kaum seinesgleichen finden dürfte. Vor zwanzig Jahren verpachtete der Staat einem Herrn Courteas die Ausbeutung weiler Landgebiete im Süden von Tunis. Kurz darauf richteten sich aber rund tausend Beduinen dort ein, ließen ihre Herden weiden und hinderten den Unternehmer Courteas an jeder Arbeit. Der Franzose wandte sich an das Gericht in Suesse, und dieses ordnete die Vertreibung der Beduinen an. Mit einer Abschrift des Gerichtsbeschlusses ausgerichtet, forderte Courteas die Wüstenleute zur Räumung seiner Ländereien auf. Die Beduinen lachten ihn aber aus und erklärten, daß das Gebiet seit Jahrhunderten ihnen gehöre und daß sie gar nicht daran dächten, wegzuziehen. Man schickte dem Pächter einige Gendarmen zur Hilfe, doch auch diese konnten nichts gegen die Uebermacht der Beduinen ausrichten. Um die Räumung mit Waffengewalt zu erzwingen, hätte man eine Brigade von Gendarmen benötigt, und über so viele Kräfte verfügte ganz Tunis nicht. So mußte Courteas den Staat auf Zahlung einer Entschädigung verklagen. Jetzt, nach beinahe zwanzig Jahren, wurde der Prozeß entschieden, und die Witwe des inzwischen verstorbenen Klägers erhielt eine hohe Entschädigung. Die Beduinen haben sich durch den Streit nicht kören lassen; sie befinden sich noch immer im Besitz der Ländereien und können sich rühmen, daß die Republik Frankreich nicht in der Lage war, sich ihnen gegenüber durchzusetzen.

An der Sorbonne sitzt die Studentenschaft auf der — Erde!

Seit Jahrzehnten haben die Studenten an der Pariser Sorbonne über Raummangel zu klagen. Als man die jetzigen Gebäude für die philosophische und philologische Fakultät baute, rechnete man mit einer Hörerschaft von zweitausend Personen. Heute sind dort siebentausend Studenten eingetragen. Unter diesen Umständen wären Neubauten unbedingt erforderlich. Doch wo soll der Unterrichtsminister das nötige Geld finden, wenn sein Kollege vom Kriegsministerium alles für sich beansprucht? Am schlimmsten ist der Raummangel in der Bibliothek der Fakultät; ein langer, schmaler und halbdunkler Gang ist dort als Lesesaal eingerichtet, und dreihundert Leute können darin Platz finden. Wenigstens sechshundert stehen aber schon morgens vor dem Eingang und stürzen nach Doffnung wie eine Horde Wilder in den Raum. Glücklich, wer einen Platz erobert und ihn festzuhalten versteht oder eine Fensterbank als Pult benutzen kann. Den anderen dreihundert bleibt nichts anderes übrig, als sich einen Sitzplatz auf der — Erde zu suchen. Dort lauern sie den ganzen Vormittag über, versuchen in den unmöglichsten Stellungen zu arbeiten und bringen, besonders jetzt im Winter, einen ordentlichen Schnupfen mit nach Hause. Dafür sind sie aber wenigstens Hörer der „ersten“ Universität der Welt!

Vierhunderttausend Mark suchen ihren Eigentümer.

James Gofford war vor zwanzig Jahren von geldgierigen Verwandten als geistig völlig gesunder Mensch ins Irrenhaus gebracht worden. Es gelang ihm jedoch, aus der Anstalt zu entkommen, und er floh nach Australien. Der Flüchtling strengte von Australien aus sofort einen Prozeß an und verlangte die Herausgabe seines Vermögens in Höhe von zweihunderttausend Mark. Inzwischen arbeitete er auf einer Scharfarm und schwang sich innerhalb weniger Jahre zum wohlhabenden Manne auf.

Im Frühjahr 1913 verschwand er unvermutet, ohne von seinen australischen Bekannten Abschied zu nehmen. Er hinterließ nur einige Zeilen, wonach er in einer Geschäftsangelegenheit dringend verreisen mußte. Seitdem hat man nichts mehr von Gofford gehört, weder in Australien noch in England. Der Rechtsstreit ist inzwischen zu seinen Gunsten entschieden worden, und zehntausend Pfund stehen zur Verfügung des Vermittlers. Ebenso groß ist sein australisches Vermögen jetzt, nach vierzehn Jahren, haben die Behörden in beiden Ländern einen letzten Versuch unternommen, den verschollenen Besitzer dieser Reichtümer aufzufinden. Gelingt ihnen dies innerhalb eines halben Jahres nicht, so wird Gofford für tot erklärt, und die Verwandten werden doch noch zum ererbten Besitz kommen.

„Zivilisation“.

Der protestantische Bischof des Staates Süd-Dakota, Doktor Burleson, sammelt zurzeit in New York Mittel für eine Mission unter den Indianern seiner Gemeinde. Der Seelsorger wurde in einer Gesellschaft befragt, welche Aussichten für die „Zivilisierung“ der Rothhäute eigentlich beständen, und ob sich seine Bemühungen überhaupt lohnten. Indianer und Zivilisation — dies sei kaum vorstellbar! Die Antwort des Bischofs verdaute aber den Anwesenden die Lust zu weiteren Spöttereien: „Die Zivilisierung der Indianer? Ich habe an einem einzigen Abend in der Park-Avenue mehr bemalte Gesichter, mit Schmutz behängte Ohren und phantastisch-ausgefallene Coatsachen gesehen als in fast vierzig Jahren unter meinen braven Indianern!“ — Ein Kommentar ist wohl überflüssig.

Sals, Du süße Klingelsee!

König Viktor Emanuel ist bei seinem Volk wegen seiner Zerkeltheit und Liebenswürdigkeit sehr beliebt. Nicht mit Unrecht, wie auch folgende kleine Geschichte beweist. Kürzlich besuchte der König seinen Marstall, der in einiger Entfernung vom Quirinal, dem königlichen Palaste, gelegen ist. Wüthlich fiel ihm ein, daß er seinem Privatsekretär noch eine wichtige Anweisung zu geben habe. Die Angelegenheit ließ eine Uebermittlung durch einen Adjutanten nicht zu; daher rief der König seinen Kammerdiener Giuseppe, um sich zum Fernsprecher führen zu lassen. — Nun hatte zufällig vor wenigen Augenblicken Giuseppe mit seiner kleinen Freundin, der reizenden Maria Carrubetto, die als Telefonistin ihr Brot verdiente, gesprochen. Mit einigen Kufhänden über den Draht verabschiedete er sich von ihr, als er zum König gerufen wurde. Dieser ließ sich in die Fernsprechkabine führen, nahm den Hörer ab und rief das Amt an. „Noch mal der Marstall“, dachte die schöne Maria auf dem Amt. „Das ist natürlich wieder Giuseppe, der mit mir noch einen Kuß schicken will.“ Zwar kam eine fremde Stimme über den Draht, aber in der Annahme, daß ihr Liebster sich verstehe, um sie zu necken, rief sie munter: „Natürlich bist Du es, kleiner Schätzer! Hast Du nicht noch einen Kuß für mich?“ — Prompt kam die Antwort: „Aber gewiß mein Kind. Hier hast Du einen Kuß vom König selbst.“ Hierauf folgte das unmißverständliche Geräusch eines Kusses. Die süße Klingelsee fiel beinahe vom Stuhl, als sie merkte, mit wem sie es zu tun hatte; eine Kollegin mußte an ihrer Stelle die gewünschte Verbindung herstellen. — Der mit dem Telephon verbundene Fernseher ist ein dringendes Bedürfnis, wenn man künftig ähnliche Verwechslungen vermeiden will.

Der „Todesmonat“.

Ein Beamter des Staates Massachusetts, der in der Abteilung für Verkehrswesen angestellt ist, ließ in einer großen Tageszeitung der Stadt Boston kürzlich eine Liste von 18 Personen eintraden, die in der ersten Oktoberwoche von Kraftwagen innerhalb des Staates überfahren und dabei zu Tode gekommen waren. Am Kopfe der schwarzumranderten Liste standen die Worte: „In Memoriam!“ (Zum Gedächtnis!) und darunter las man: „Der Staat Massachusetts betrauert den Heimgang folgender Bürger, die in der Woche vom 1. bis 7. Oktober 1927 infolge von Automobilunfällen ihr Leben verloren haben.“ Den Schluß bildete folgende Warnung: „Oktober, der Todesmonat! Je kürzer die Tage werden, desto länger wird obensiehende Liste. Autofahrer, denkt daran: Je langsamer Ihr fahrt, desto weniger bringt Ihr um!“ — Infolge eines eigenartigen Zufalls befand sich in der nächsten Spalte der Bericht eines neuernannten Polizeibeamten über seine Tätigkeit in der ersten Oktoberwoche. Es wurden danach in genannten Zeitraum, obwohl doch das Prohibitionsgesetz seit Jahren in Kraft ist und Millionen von Dollars zu seiner Durchführung ausgegeben werden, im Staate Massachusetts nicht weniger als 150 Personen verhaftet, weil sie in beirunkenem Zustande einen Kraftwagen gelenkt hatten. Von ihnen wurden 19 mit Gefängnis bestraft. Außerdem wurde 796 Fahrern der Führerschein entzogen, das sind 359 mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres. — Im Staate New York werden die Namen der wegen Trunkenheit bestraften Fahrer öffentlich bekannt gemacht.



„Ein Fuchs!“ verbesserte er. „Vor Jahren hat einmal ein Stubenhöher von Naturforscher, der nichts als seinen Fudel kannte, der Welt verkündet, daß der Fuchs läßt. Und seither läßt er getreulich. Dieser langgezogene Wahnjammerschrei ist aber in Wahrheit seine Stimme — weinet halben mag man es ein Klaffen nennen. War es vielleicht dieser Fuchschrei, der Sie geängstigt hat?“

Das Mädchen verneinte. „Es klang ganz anders“, sagte sie.

„Kann mir nicht denken, was das war.“ Moran war in Verlegenheit. Plötzlich kam ihm ein Einfall. Er erinnerte sich an die tote Elchhuh mit den durchsichtigen Kniefleisch, auch an das plötzliche Stillschweigen und Vertummen aller tierischen Laute, das ihm aufgefallen war, als er vor wenigen Tagen auf dem fernen Abhang der Wapitihöhe gelagert hatte — ein Schweigen, das ihm das ferne Heulen eines Wolfes verraten hatte. Er sah sich nach Wlitz um, doch der Hund war inzwischen verschwunden.

„Ich glaube, ich hab's“, sagte er plötzlich. „Unser alter Freund Wlitz hat eine Zeitlang draußen bei seinen Brüdern gelebt und seine Stimme gefunden. Hat er seines Vaters Stimme geerbt, so war's der Loboruf, der Sie erschreckt hat.“

„Wlitz?“ rief sie aus. „Wie Wlitz sollte so schauerlich heulen? Das ist völlig ausgeschlossen!“

„Und dennoch bin ich sehr geneigt, es zu glauben“, sagte er. „Denken Sie nur, das gefährlichste Raubtier der Bergwelt hat die ganze Zeit friedlich mit Ihnen gehaust.“

„Wlitz gefährlich?“ rief sie aus. „Ach, der ist ganz ungefährlich und der prächtigste Hund auf Gottes Erdboden!“

„Und eben deshalb sicherlich das gefährlichste Raubtier auf fünfhundert Meilen im Umkreis! Wlitz hat die ganze mörderische Kraft eines Lobo, doch ohne die blinde Menschenfurcht des Wolfes. Seine Menschenfurcht verbindet sich mit Klugheit, die die Macht des Feindes richtig einschätzt. Er kennt unsere Listen. Anstatt bei der geringsten Spur von Menschengeruch in sinnlosem Schreien zu stehen, prüft er ihn. Und dann weiß er genau, was er zu tun hat! Wlitz wird niemals einen Menschen unüberlegt auffallen — es sei denn, daß er gegen jemand einen starken Haß empfindet — und Gott schütze mich, ich möchte nicht der Mensch sein, den Wlitz unter solchen Umständen irgendwo überrastet oder dem er des Nachts zufällig in den Bergen begegnet.“

„Ist es denn möglich, daß er einem Menschen ernstlichen Schaden zufügt, da er doch keine anderen Waffen hat als seine Zähne“, erwiderte das Mädchen, das hartnäckig bei ihrem Zweifel blieb.

„Nur seine Zähne!“ rief Moran aus. „Gewiß, er hat keine anderen Waffen, aber Sie ahnen nicht, was diese Zähne in der Hand sind. Wie Messer schneiden sie durch Muskeln, Fell und Fleischn des Elchhuhns. Ich habe seine Arbeit kennengelernt und gesehen, wie er unter Elchen, Antilopen und Bergschafen gewütet hat. Vor wenigen Monaten erst hat man einen Preis von fünfhundert Dollar ausgefetzt für den Stalp des schlimmsten Lobo, der die Gegend des Wind Niber je geplagt hat. Fragen Sie nur Kinnen, der hat auf den Wind Niber-Wolf gejagt und ihn bei Neuschnee über hundert Meilen weit verfolgt, und wen hat er schließlich gefunden? — Wlitz. Außer uns beiden weiß kein Mensch, daß er noch am Leben ist. Glauben Sie mir, ein Mann ohne Feuerwaffe hätte verflucht schlechte Aussichten gegenüber diesem Gesellen.“

Das Mädchen dachte an jene abenteuerliche Nacht zurück, da sie mitten in die böseste Gefahr hineingestolpert war. Sie erinnerte sich an die Schreie und Flüche, während Wlitz das halbe Dutzend Männer in Schach hielt und ihr so die Flucht ermöglichte. Wie furchtbar mußte er dieser Bande zugefetzt haben, wenn er ihr alle Lust benahm, die nächtliche Verfolgung fortzusetzen.

„Wollen Sie Wlitz verkaufen?“ fragte sie.

„Nein“, antwortete Moran rasch. „Er gehört Ihnen. Ich habe kein Recht mehr auf ihn, seit ich ihn im Stiche gelassen. Das Leben in der Stadt, dachte ich mir damals, werde für Wlitz untraglich sein, auch glaube ich, in spätestens zwei Wochen zurück zu sein. Ich blieb einige Monate fort, und Wlitz war inzwischen ein richtiger Bandit geworden. Da er hier aufgetaucht ist und sich Ihnen angeschlossen hat, ist mein Anspruch auf ihn erloschen, er ist Ihr Eigentum.“

Das Mädchen streckte ihm die Hand entgegen:

„Kinnen hat mir erzählt, daß alle Welt Ihnen gut ist“, sagte sie. „Nun verstehe ich, warum. Und seien Sie versichert, noch nie war mir ein Geschenk so lieb und teuer wie dieses!“

„Ihre Freude erschädigt mich reichlich“, erwiderte er herzlich. „Und wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie zu mir sprechen — anstatt mich auszufragen. Sie werden nicht begreifen, daß meine Anwesenheit hier bestimmte Gründe hat, die ich Ihnen so gern verraten wollte, wenn ich nur dürfte. Jetzt weiß ich auch schon, wie Sie mir helfen könnten, falls Sie noch immer diese Absicht haben. Wenn Sie so lange in dieser Gegend bleiben, bis Vater Kinnen kommt, so schicken Sie ihn zu mir. Ist das zu viel verlangt?“

„Ich hatte ohnedies die Absicht, einige Meilen von hier mein Lager aufzuschlagen“, lächelte er. „Sie verlangen von mir, was

ich auf jeden Fall getan hätte. Nur eine Frage gestatten Sie mir!“

Sie nickte zustimmend. „Wenn ich hier bleibe — wie soll ich Sie nennen, zur Erleichterung des Verkehrs natürlich!“

„Ich wünsche nicht, daß Sie meinen Namen erfahren“, erwiderte sie offenherzig. „Zumindest nicht den vollen. Einer der Gründe, warum ich hierher kam, ist — vergessen zu lernen, wer und was ich bin! Deshalb mag ich auch meinen Namen nicht hören, doch — zur Erleichterung des Verkehrs — Betty heiße ich! Es ist der Teil meines Namens, den ich noch hören mag. Rufen Sie mich Betty, wenn Sie es unbedingt haben wollen!“

„Ich danke Ihnen“, sagte Moran. Er nahm seine Decken auf. „Ich will mich draußen niederlegen.“

„Wenn das Wetter schlecht wird, kommen Sie herein“, sagte sie ausbrüchlich. „Man muß jeder Situation Rechnung tragen und ich bin durchaus nicht prüde. Gute Nacht!“

Moran merkte, daß nicht die geringste Spur von Koetterie in dieser Erlaubnis lag, sie beim Vornamen zu rufen. Es mußten tiefere Gründe sein, weshalb sie sich scheute, ihren vollen Namen zu verraten. War dieses Geheimnis einmal aufgeklärt, so würde auch alles andere verständlich sein.

Kaum hatte er seine Decken ausgebreitet, als ihn ein plötzlicher Schauer überfuhr. „In Schrei drang aus der Schlucht, der Loboschrei, die entwerendste unter allen Stimmen der Wildnis. Sie brach sich an den Wänden der Schlucht und langsam verhallte das schauerliche Echo. Moran hörte, wie das Mädchen ihm mit leiser Stimme aus der Hütte zurief:

„Glauben Sie noch immer, daß Wlitz einen solchen Schrei von sich gibt?“

„Ohne Zweifel, das war Wlitz — niemand anders!“

„Ein so lieber Hund — und dieser entsetzliche Ruf“, staunte sie. „Doch nun, da ich weiß, daß es nur Wlitz ist, brauche ich nicht mehr zu schauern, wenn ich es wieder höre.“

Moran lachte leise. „Sie täuschen sich“, sagte er. „Und wenn Sie tausend Jahre leben und Nacht für Nacht diesen Ruf hören, er wird doch immer gleich bleiben. Wenn Sie auch keine Furcht empfinden, der Wolfsschauer wird Sie jedesmal von neuem packen.“

Zum erstenmal seit ihrer Ankunft unterließ es das Mädchen, die Türe bei Nacht zu verriegeln. Sie ließ sie angelehnt — ein stiller Beweis ihres unbedingten Vertrauens zu Moran.

Eine halbe Stunde später stieg eine kalte Schmauze an Morans Hand. Wlitz schnupperte ein wenig und ging dann hinein zu dem Mädchen. Er streckte sich auf dem Fußboden aus und legte sein Kinn auf die Kante der Schlafbank, während Betty seinen Kopf streichelte.

„Wlitz!“ flüsterte sie, „Wlitz! Sätze es nicht ein Mann sein können, wie dieser da draußen — wie Clark Moran?“

Nach einem Weilschen schlich Wlitz wieder hinaus und kauerte sich neben Moran nieder.

„Du alter Räuber“, begrüßte ihn Moran, „hast mir eine schöne Geschichte eingebracht! Du, ich glaube, ich habe die Richtige gefunden, ich fühle es, Wlitz! Und ist sie nicht prächtig schön? Hast du je ein Mädchen gesehen, das sich mit ihr vergleichen ließe? Was denkst du, Freund Wlitz?“

Wlitz dachte nichts, er war nur ungeheuer zufrieden. Nichtsdestoweniger fand er seine Ruhe und den größten Teil der Nacht verbrachte er damit, geschäftig und aufgeregert zwischen Betty und Moran hin und her zu pendeln.

Dreizehntes Kapitel.

Moran saß auf einem vorspringenden Felsen oberhalb der Schlucht und suchte mit seinem Feldstecher die Gegend ab. Plötzlich erschien Wlitz neben ihm, bewirkte einige Minuten, um sich dann ebenso plötzlich, wie er gekommen war, wieder davonzumachen. Bevor er ganz hinter den Felsen verschwand, zögerte er einen Augenblick lang und warf noch einen Blick auf Moran zurück.

„Armer Wlitz, wirst bald mager wie ein Skelett sein, wenn du's nicht aufgibst, mit mir und Betty zugleich in Fühlung zu bleiben“, sagte Moran. In kaum einer Stunde hatte Wlitz viermal den Weg zwischen der Hütte und der Felsenhöhe zurückgelegt. „Diesmal könntest du sie doch mitbringen“, setzte er hinzu. „Sie versprach uns ohnedies ihren Besuch.“

Eine halbe Stunde später kam Wlitz wieder, nun in Begleitung des Mädchens.

Moran trat mit ihr an den Rand des Felsenvorsprungs, der wie ein kleines Vorgebirge über der Tiefe der Schlucht hing. Ein welliges Meer von Hügeln entrollte sich vor ihren Augen, am Horizont die kahlen, sturmgepeinigten Bergespitzen, tief unten an den Ufern die grünen Wiesen, eingerahmt von Fichten, aus deren Dunkel das blasse Grün der Espen aufschimmerte.

Wlitz war endlich beruhigt. Die zwei waren wieder beisammen! Lang ausgestreckt lag er auf dem Boden und, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, lugte er gleich den beiden forschend in die Ferne hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## König Weismantel

Stütze von W. von Bosenstein.

Hoch droben, wo zur Sommerzeit die Sonne nicht untergeht, und der Winter eine einzige unendlich lange Nacht ist, wo nur zwei Monate im Jahr die aschgrauen Wogen des Polarmeers gegen schwarze Basaltklippen donnern und während der übrigen Zeit Land und Meer in eisigen Banden ruhen, wohin nur selten Allmöder Zweifeln seinen Fuß setzt, ist König Weismantels unendlich schönes Reich. Hier herrscht weltentrückende Einsamkeit, kaum gestört vom ewig gleich klingenden Klauschen der Meereswogen und dem langsamem Ruf der Polarwäuden. Das schaurig menschenähnliche ihrer Stimme hat wohl zu dem Glauben der Seeleute geführt, daß in diesen Tieren die Seelen abgestorbener Matrosen wohnen. Hoch und steil ragt das Basaltland als vorgeschobener Posten der Bäreninsel nordwärts ins Eismeer. Nur spärlichster, niedriger Pflanzenwuchs, Moose, einige in ihnen wuchernde Gräser, die während des kurzen Sommers reich aufleuchten, bilden seine Flora. Die Tierwelt ist schon gelch vertreten. In der Nacht tummeln sich Lummeln, Eistaucher und Eiderenten, deren Kläxer an so steilen Felsen kleben, daß kein Räuber sie zu erreichen vermag. Einige Walrosse räkeln sich faul auf den Eisschollen, die, vom Sturme angepölpelt, halb geborsten auf dem schwarzen Lavafande liegen. Hurtige Seehunde widmen sich eifrig dem Fischfang.

Sammeifell, der Seotter, das kostbarste Mitglied der ausgedehnten Familie Marber, an Aussehen und Größe mehr einer Robbe als einem Fischotter ähnlich, läuft, der Flut entfliehend, mit watschelndem Gange einem sonnigen Plätzchen zu, um hier gründlich seinen glänzenden schwarzen Pelz zu kämmen. Er streckt und dehnt sich, unablässig leckt seine weiche Zunge Härchen für Härchen glatt. Nun läßt er ein stolzes Pfeifen hören und will sich gerade zu einem kurzen Schläfschen zusammen rollen. Da fährt er jäh auf. Das seine Näschen wittert, während der Kopf unablässig auf und ab wippt. Sei, wie kann er rennen, trotz der großen, unbeholfenen, kloffenartigen Hinterfüße! Jetzt lauft er einem Pfeile gleich vom Felsvorsprung kopfüber in sein Element. Die Seehunde sind ebenfalls blitzschnell verschwunden.

Da kommt er heran! Selbstlich-weiß leuchtet sein Mantel, nur Nase, Augen und Krallen stechen tief schwarz ab. Bedächtig schreitend, den schlanken Hals wie unwillig hin und her wiegend, läßt er den langen blauen Leder weit heraushängen. Wenige Schritte hinter ihm kommt die Gemahlin, im gleichen Gewande, nur kleiner. Die Gatten scheinen eine eheliche Auseinandersetzung gehabt zu haben, denn die Dame brummt im Gehen höchst mißlaunig — um aber schleunigst zu verstummen, sobald der Herr und Gebieter den Kopf wendet. Die Walrosse werden angefaucht, doch die haben sich inzwischen beruhigt und nehmen von den Weisröcken weiter keine Notiz.

„Däckerische Zwerge,“ knurrt der alte Bulle in seinen mächtigen Schnauzbar. „Sollen mir mal nahe kommen, dann werden sie was erleben!“ Jedoch die also Begrüßten denken nicht daran, mit den plumpen Vesellen anzubinden, zumal die eine der Kühe heran zu rutschen versucht und wütend aufbrüllt: „Pälberdiebe eiende! Wegelagerer! Begegnet ihr mir im freien Meer, lasse ich euch wahrlich nicht entweichen!“

Jetzt stehen die beiden Nordlandsreden auf einer vorspringenden Klippe und überschauen ihr Gebiet. „Hm,“ drummt Weismantel, „das Stropfzeug hier ist unangenehm wachsam geworden! Nützt nichts, Alte, wir müssen auf die Reise gehen. Doch daß Sehe ich recht, liegt auf der treibenden Eisscholle dort drüben so ein mindiger Seehund auf dem Rücken! Warte! Wie steht doch der Wind? Ei, großartig! Paß auf, daß er uns nicht entgeht! Die paar Lummeln, die wir gestern in ihrem Nest überdölpelten, und das halbe Hundert Eier waren just ein kleiner Vorrat für jeden.“ — Bestimmend nickt die Gattin zu den Augen Worten des Gefährten, der sich geräuschlos ins Meer gleiten läßt. Nun entscheide einer, was da hintreibt. Ist das ein Schneehausen oder ein Eisbrocken? Ganz tief eingesenkt, nur eben Nase und Augen überm Wasser, die Ohren verschlossen, greift er mit den mächtigen Branten weit aus, leicht durch die leise rauschenden Wasser schwimmend. Jetzt regt sich der Hund. Hat er etwas gemerkt?

Weismantel versinkt. Bald aber gucken wieder zwei schwarze Punkte aus der graugrünen Flut. Er steht senkrecht in der Tiefe — nur eben der Kopf befindet sich in der Linie des Wasserspiegels. Der Seehund hat gesichert. Nun gibt er sich erneut mit vollem Behagen dem seltenen Sonnenbade hin. Er gähnt, reckt und streckt die kurzen Flossen, kratzt vor Dafeinschraubt auf die Scholle und schläft wieder ein.

Indessen nähert sich aus der entgegengesetzten Richtung nunmehr ganz offen eine zweite weiße Gestalt. Laut rauscht das Wasser vor dem Bug des hurtigen Schwimmers, und jetzt läßt er ein lautes Schnauben hören. Jäh schürt der Seehund in die Höhe, sieht den furchtbaren Feind und will sich auf der anderen

Seite ins Meer stürzen. Doch noch hat er den Rand des Eises nicht erreicht, da grinst ihm ein offener Nachen mit spitzen Fangzähnen entgegen. Mit hurtigem Saue springt Weismantel auf die Scholle. Ein Schlag seiner schweren Brante gerührt dem unvorsichtigen Träumer das Rückgrat, während die furchtbaren Zähne den Kopf zermalmen. Nun brummen und fauchen sich die beiden an, bis endlich der Hund zerrissen ist und jeder seinen Teil möglichst weit vom andern weggeschleppt hat, um ihn zu verzehren.

Warm scheint die Sonne auf die fatten Pfeifer. Sie lecken sich den blutbesudelten Pelz sauber und strecken sich zum Schlaf aus. Leise singt das Meer sein Schummerlied. Dann fahren sie auf ihrem weißen Floß weiter und weiter in die unendliche See hinaus.

## Rudolf Heubner

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 12. Dezember.

Von Heinrich Zerkauken.

Rudolf Heubners dichterische Welt orientiert sich von der Familie aus. „Das Letzte, Größte ist doch die ewige Erneuerung, die für ein Gedeihen durch alle dunklen Zeiten bürgt. Wird das Neue nicht auch wieder Familie, heiligste Dauer unferes Lebens. Man muß den einstigen Oberlandesgerichtsrat und Dichter in seinem Heim im kleinen Radwitz oberhalb Dresdens kennen-gelernt haben. Dicht an einen alten Weinberg gelehnt, quadt sein Häuschen mit einem halben Aug über die steinerne Mauer hinweg aus einem kleinen Wald von Bäumen auf die bunten vorüberfliegende Elbe. Vom höchsten Punkt des herauskletternden Gartens, der zu dem kleinen Besitzum gehört, schaut man weit über die Ebene und sieht Dresden vor sich ausbreitet wie ein phantastisches Märchen. Und wendet man den Blick zurück in die Stube, da grühen die alten Bilder aus Heubnerschen Familienbesitz, da steht im Winkel der kleine Filial, da hört man durch das Gaus das frohe Lärmen der beiden Wuben und des Mädchels, da sorgt die treue Gefährtin für Behaglichkeit und Wärme.

Blidt man in die Augen des heute Sechzigjährigen, so weiß man von der Kultur des Lebens, das nur auf Familientradition begründet sein kann. Bezeichnet Heubner doch selber, wie Dr. Rudolf Glaser in einer soeben erschienenen und ausgezeichneten Schrift über den Dichter mitteilt, die Familie als große Sammelbeden der Kraft, aus dem die Menschheit schöpfen könne. Und in demselben Büchlein befindet sich ein Bild vom Geburtshaus des Dichters am Klostermarkt in Nauen im Vogtland. Sachsen ist seine Heimat geblieben bis auf den heutigen Tag. Leipzig, Weidau, Mittweida, Chemnitz, Rößnitz sind Etappen seines früheren Richterberufes. Leicht ist ihm der Doppelberuf als Richter und Dichter nicht gefallen. „Es ist ein fortwährender Opferdienst und es gehört neben der körperlichen und geistigen Elastizität ein unbeugsamer künstlerischer Wille dazu, eine Energie, die jede Anstrengung misachtet und vor der alle Widerstände versinken. Nur bleibt der Schmerz, daß bei solcher Doppel-tätigkeit es so schwer ist, Zeit für die Lösung der größten Aufgaben zu finden.“

Obenan in seinem Schaffen steht der Kaufmannsroman „Der Heilige Geist“, geteilt in die beiden Bände „Jakob Siemerling & Kompanie“ und „Jakob Siemerlings Erben“, ein modernes Gegenstück zu Freytags „Soll und Haben“ voll straffer Disziplin, dramatischem Aufbau. Diesen Jakob Siemerling und sein Schicksal vergißt man nicht wieder. Voll padender Blut der Gestalt, ung ist auch der herbe Roman aus der Zeit der niederländischen Renaissance „Juliane Rodoy“, der in den Glanztagen Karls V. spielt. Da gibt es auch den frühlichen Roman vom „Wunder des alten Frik“, der Gegenüberstellung des Verweidlichen Wien aus der Zeit Maria Theresias und Preußen unter Friedrich dem Großen. Noch einmal reizt ihn das Geschichtliche, als er 1918 zur Zivilverwaltung nach Belgien abgeordnet wird, in der Rubens-Novelle „Peter Paul“, eine Künstler-, Liebes- und Ehegeschichte. Sie behandelt das Liebesleben des alternden Malers mit der jugendlichen Helene Fourment, eine prachtvolle Schilderung des herb-fröhlichen Antwerpener Malermeilens.

„Sich selber muß man erst zum Narren haben können, um recht von Herzen zu lachen. Wer dazu muß man freilich erst ein ausgemachter Narr werden, wenn auch nicht von anderer Augen, so doch vor seinen eigenen.“ Das könnte die Quintessenz sein aus Heubners folgendem Roman „Der verfertigte Genius“, der E. Th. A. Hoffmanns Episode in Bamberg phantastisch behandelt. In dem Roman „Die Flamberg's“ kommt die Auseinandersetzung der alten Tradition mit der neuen heranwachsenden Jugend logisch in des Dichters Schaffen zum Austrag.

Noch eine weitere Reihe von Büchern, unter ihnen die schöne Sammlung der Gedichte und Balladen „Die Pansflöte“, neuerdings auch moderne Romane wie „Belladonna“, „Tage in T'hule“ wären noch zu nennen. Wie in den Gedichten, so zeigt sich zumal in diesen beiden neuen Romanen die Vielseitigkeit des Heubnerschen Schaffens, die Aktivität seiner Weltanschauung an modernen Problemen der Erziehung und Ge-